

# Die Menschen nennen es Liebe.

Roman von D. Courths-Maher.

(14. Fortsetzung)  
No, ja — anzusehen ist es ganz hübsch — aber es ist eine Qual für mich.

Damit war sie hinausgegangen, um sich ihren Vater in dem neuen Kleid zu zeigen. Er hatte kein Wort darüber gesagt. Aber als Pia dann über die neuen Kleider lächelte, war er zufrieden. Nach weilscher Stelle sah das nicht aus.  
Vater war, als sie den Vater verlassen hatte, langsam und bedächtig, Schritt vor Schritt gehend, den langen Korridor hinabgegangen bis zur Eingangshalle des Schlosses, die mit Kuffen, Wappen, Fellen und Waffen ausgehüllt war. Ueber dem riesigen Kamin hingen zwei mächtige getreuzte Schwerter unter den wichtigsten gezeichneten Schilde eines Bären, den ein Vorfahrer der Buchen aus erlegt haben sollte, als er seinem von dem Bären bedrängten Bruder zur Hilfe kam. Damals sollten noch Bären in den Buchenauer Wäldern gehaubt haben. Die beiden Schwerter hielten von diesen Brüdern, die sich so gelobt haben sollten, daß sie von der Geburt bis zum Tode ungetrennt gewesen waren. Beide hatten in Schloß Buchenau gelebt bis zum Tode, und als der Älteste sich verheiratet hatte, war der Jüngere selbige geblieben, nur um den Bruder nicht verlassen zu müssen.

Vater konnte diese Geschichte ihrer Vorfahren, An ihren Winterabenden pflegte Graf Buchenau seiner Tochter die Chronik seines Hauses vorzulesen, aber nur bis zu den letzten Kapiteln, die er selbst darin verzeichnet hatte. Die las er nicht vor — und Pia hatte sie auch noch nicht zu Gesicht bekommen. Pia trat unter das Portal und schaute zum Himmel empor. Er strahlte in jener blauen, rein blauen, rein blauen mehr am Himmel. Aber die noch regnerische Erde ließ trotzdem einen Ritt noch nicht sonderlich verlockend erscheinen.

Trotzdem setzte Pia ihr silbernes Pfeifchen an den Mund, um den Reittisch herbeizuführen, der ihr das Pferd saßen und vorführen sollte. Der Reittisch kam auch eilig um das Schloß herum von den Säulen her und stellte sich stromauf vor Pia auf. Gerade, als sie ihm ihren Befehl erteilen wollte, hörte sie das Rollen eines Wagens jenseits der Parkmauer, und gleich darauf fuhr eine Equipage durch das große schmiedeeiserne Tor.

Vater winkte dem Reittisch plötzlich wieder ab und rammte ins Haus zurück. Da sie die langen Kleider hinderten, raffte sie dieselben hoch empor. In ihres Vaters Zimmer flüchtig, rief sie froh und vergnügt:

„Baba — ich glaube, jetzt kommt Herr von Ried, die Riedberger Equipage ist in Sicht!“  
Graf Buchenau legte ein Buch aus der Hand, in dem er gelesen hatte, und erhob sich. Vater und Tochter traten an das Fenster und sahen, hinter den Storen verborgen, daß Hans v. Ried soeben im Portal verschwand. Gleich darauf wurde er gemeldet.

„Ich lasse bitten“, sagte der Graf. Seine freudigen Augen sahen dem Gaste entgegen. Pia stand erwartungsvoll neben dem Vater.  
Als Hans von Ried dann über die Schwelle trat, erschien ein stauender Ausdruck in ihren Augen. Wie ganz anders erschien ihr heute der junge Mann im feierlichen Besuchsdress, als neulich, da er einen praktischen Sportanzug getragen hatte, der ihm kein Umherstreifen im Walde bequemlich erschien.

Auch sein Gesicht hatte einen ganz anderen Ausdruck, als neulich — so formell und unbewegt. Das Herz klopfte ihr mit einer ungelassenen Bangigkeit in der Brust. Nein — mit diesem eleganten, würdevollen Herrn mußte sie nichts anzufangen, der benahm sich gerade so feil und förmlich, wie die anderen Herren, die Papa besuchten.

Aber auch Hans v. Ried konnte es kaum fassen, daß die junge Dame neben Graf Buchenau mit dem leichtfüßigen Springanzug von neuem identisch war. Sie kam ihm so viel älter vor, so ungelacht und unerschrocken, und ihrem Gesichte fehlte der übermütige Ausdruck, der ihm so sehr gefiel.  
Heute vorliehst präsentierst dich Pia in dem von Frau Dornemann verfertigten Kleide nicht. Hans v. Ried war gewöhnt, mit den schönsten und elegantesten Frauen der großen Welt zu verkehren. Er besah einen feil verwöhnten Gesichts, und eine Frau, die nicht gut und geschmackvoll gekleidet war, hatte er bisher kaum beachtet. Dies kleine, schüchtern Komtechen, das so unbewußt und verzagt in ihrem ungeschickten, schlecht sitzenden Kleide neben dem hübschen Bienen, gleichen Vater stand, war keine erfreuliche Erscheinung für ihn. Er begriff nicht, daß ihm Pia neulich einig Interesse abgenötigt hatte. Aber in

ihrem originellen Subjug war sie doch, in der wilden Grazie ihrer Bewegungen, inmerhin eine neue, eigenartige Erscheinung für ihn gewesen, ein Frauentyp, wie er ihm noch nicht kannte. Jetzt erschien sie ihm wie ein kleines, unbedeutendes Mädchen vom Lande, ohne ein besonderes Attribut. Ganz sicher mochte sie ihm nicht den Eindruck, den er von diesem Wiedersehen erwartete. Wie eine Komteche Buchenau sah sie keinesfalls aus. Und doch, als sie die großen, funkelnden Sonnenbrillen zu ihm aufschlug, überkam ihn ein freudlicheres, wärmeres Gefühl. Etwa wie Mitleid wollte in ihm auf, daß dieses junge Blut hier so einjam mit dem düsteren Vater haufte.

Natürlich behielt er das alles für sich. Kein Zug seines schmalen, aristokratischen Gesichts verriet etwas von seinen Gedanken und Empfindungen.  
Noch in der formellen, artigen Begrüßung wandte er sich zuerst an Graf Buchenau, dessen Bleiches, durchgelesenes Gesicht ihn unwillkürlich fesselte und interessierte.

„Ich hoffe sehr, Herr Graf, daß Ihnen mein Besuch nicht lästig und lächerlich ist. Es ist mein herzlichster Wunsch, daß Sie ein klein wenig von der Fremdsicht, die Sie einst für meine Eltern empfanden, auch auf mich übertragen möchten“, sagte er bittern.

Graf Buchenau hatte seinen unfreudigen Blick festschmend auf Hans v. Rieds Züge gehalten. Hand er darin gewisse Zeichen, die anderen unverständlich, eine seltsame Sprache mit ihm redeten? Warten diese Zeichen bestimmten auf ihn ein? Jedenfalls trat er plötzlich auf Hans v. Ried zu und bot ihm mit einer schnellen Bewegung die Hand. Feil und warm umschlossen sich die beiden Männerhände, und als hätten sie ein Freimaurerzeichen von geheimer Bedeutung getauscht, so sahen sie sich groß und ernst in die Augen, wie im heimlichen, wortlosen Verständnis.

Es gibt Augenblicke, die über ein ganzes Menschenleben entscheiden — und es gibt Augenblicke, in denen wichtige, feste Gesühle entstehen, die für ein ganzes Menschenleben ausreichen. Solch ein Gefühl erweckte unter diesem festen Händedruck in den Herzen dieser beiden Männer, ohne daß sie sich im Augenblick darüber klar wurden. Voll Sympathie sahen sie sich an.

„Es ist auffallend, Herr v. Ried — wie sehr Sie Ihrem Vater gleichen. Als ich Sie als Jüngling kannte, fiel mir das nicht so auf. Jetzt, da Sie als gereifter Mann vor mir stehen, springt es mir in die Augen. Mir ist, als würden längst vergangene Zeiten wieder lebendig! Seien Sie mir herzlich willkommen! Freilich — an meiner Freundschaft wird Ihnen wenig gelegen sein, wenn Sie erst erfahren, daß ich ein müder alter Mann geworden bin, ein unruhiger Gesellschaftler — ein Grillenfänger. Man nennt mich einen Sonderling — ich weiß es. Auf Kurzweil dürfen Sie in Buchenau nicht rechnen.“

Hans v. Ried schüttelte ernst den Kopf. „Nicht Kurzweil luche ich hier, Herr Graf. Die habe ich draußen in der Welt genugsam genossen. Ich bin heimgekommen, um Ruhe zu finden.“  
Graf Buchenaus dunkle Augen blickten noch immer am Gesicht seines Gastes. „In so jungen Jahren scheint man sich sonst nicht schon nach Ruhe“, sagte er schwerfällig.

Hans v. Ried gremelte tief auf. „Doch vielleicht — wenn man brauchen Wunden erholen hat, die in der Einsamkeit und Ruhe heilen sollen“, sagte er, unwillkürlich vor diesem Manne mehr enthieltend als sonst vor menschlichen Augen.  
Die düsteren Augen des Grafen Buchenau blickten sich fortwährend in die des jungen Mannes. Der sah nicht, daß auch zwei goldschimmernde Stirnbrauen groß und betroffen zu ihm aufblickten.

„Weibwund heimgeliefert?“ fragte der Graf leise, wie im flüchtigen, Verstandnis.  
Hans v. Ried neigte das Haupt. „Weibwund — ja — aber nicht unheilbar. Ich will genesen — und ich merde es.“ Es klang ein fester Wille aus diesen Worten.  
Graf Buchenau seufzte tief auf. „Wer diesen festen Willen haben kann — und die Kraft zur Genesung — wie benedixt“, sagte er dumpf. Aber dann wendete ihm ein zauderndes Schändchen auf seinem Arm. Er richtete sich empor — und lächelte. Dann sagte er leichtsin: „Aber jetzt können Sie — nehmen Sie Platz — mir ist, als hätten wir uns mehr zu sagen — später. Meine Tochter wird ungeduldig — Ich glaube, sie möchte auch gern zu Worte kommen. Vorzustellen brauche ich wohl nicht. Sie haben ja schon auf eigenartige Weise Bekanntschaft geschlossen, nicht wahr?“

— Vereinsangelegenheit.  
A.: „Wie geht's denn eurem Vereinsvorstand?“  
B.: „O mei, der ist gestern hochmütig, weil sie ihn kalt gestellt hat.“

## Ihr Kriegsglück.

Von Hedwig Puffhammer.

„Das einzige, was die Frau dafür zu entschädigen vermag, daß sie Weib ist, ist die Mutterschaft!“  
Die Damen, die um den reich und vornehm gedeutet Zeitsich der Frau Lang sahen, lachten förmlich erschrocken zusammen vor diesen Worten, mit Bitterkeit gesprochenen Worten. Die Sprecherin mochte wohl die Jüngste unter ihnen sein, sicher war sie die am geschmackvollsten gekleidete, deren reizender Kopf von dem Samitani aus wirkungsvoll gehoben wurde. Nur um den Mund lag ein Zug, der von Leiden und Erleben sprach. Sie sah sich fast trotz im Kreise der Erschrockenen um, die nun mit lebhaftem Widerspruch auf sie einzustimmen begannen.

„Aber liebste Frau von Wardeff, wie das klingt! Als ob wir Frauen gerade in dieser Zeit nicht Grund genug hätten, stolz und zufrieden zu sein mit dem, was wir erreicht haben und noch erreichen werden!“ Das intelligente Gesicht einer Frauenrechtlerin, die bisher mit überlegenem Lächeln dem leichten Gepolter der anderen Damen gelauscht hatte, belebte sich. Sie wollte gerade zu einem kleiner Vortrag einlegen, der in dem allgemeinen Stimmungswort doch ganz ungehört verpuffte, da brach Frau von Wardeff auf und schüttelte ihr kräftig die Hand, indem sie mit leichtem Spott sagte: „Ich weiß nicht, wie Sie darin denken, liebste Fraulein Bergmann, aber mir sind die Sitten, die immer mit sich zu rieben eine fürchterliche Gesellschaft. Ich für meine Person bin immer hungrig!“

„Das ist nicht gerade schmeichelhaft für unsere liebe Welt“, klang es von dem Davoneilenden etwas spitz noch. Frau Lang oder lächelte nur, sie verstand die junge Frau wohl am besten und nahm herzlichen Abschied von ihr, indem sie sie hinausbegleitete.  
„Schade, daß Sie schon fort müssen!“  
„Ja, mir tut's auch leid! Aber Sie wissen, unsern Kriegsglück, man hat mich in das Komitee gewählt, wir haben Sitzung.“

„Ja, ja, immer auf der Fahrt und auf der Flucht!“ lächelte die ältere Frau und fügte halbblau hinzu: „Auch vor sich selber!“  
Frau von Wardeff, die vor dem Spiegel ihren Schleier knüpfte, ließ die erhobenen Arme sinken und wandte sich rasch um. „Sie fühlen es also auch heraus?“ fragte sie fast leise, und als die andere nicht, legte sie ihr in einer bei ihr seltener Aufmerksamkeit freundschaftlicher Herzlichkeit beide Hände auf die Schultern, sich gleichsam an ihr festhaltend. „Ja, Sie liebe, Sie kluge, Sie haben ja recht! Ich habe die Angst vor mir selber, vor meinem stillen, großen Haus, vor den Tagen, die kommen und gehen, ohne mich das zu bringen, worauf ich warte. Frauen sitzen ja und tun nichts weiter als warten, daß die Zeit aufgeht und das Glück herintommt.“

„Warum darauf warten?“ fragte Frau Lang leise und einbrüchlich. „Warten macht so müde. Gehen Sie ihm doch entgegen, suchen Sie es! Wer sucht, der findet.“  
„Das ist es ja! Leberall sind der Frau die Grenzen gesteckt! Jeder Strahlenjunge hat den Freibrief fürs Leben in der zerrissenen Tasche, nur weil aus dem Jungen ein Mann wird. Ein Frauenleben ohne etwas, das sie lieben kann, das ist ein zweckloses Hinüberhumpeln. Genau so, wie ich jetzt renne! Adio! Adio!“

Am Zeitsich hatte man sich noch nicht beruhigt.  
„Sie war sehr unglücklich verheiratet, ihr Kind starb in gartem Alter, der Mann wurde zuletzt Morphinist und erschoss sich. Das war viel schlimmer und ganz einfach getragenes Leid für die junge Seele. Sie lebte viel auf Reisen und wird hier in Berlin sehr stark unwohl.“  
Es erklärte Frau Lang, aber die Damen begriffen darum doch nicht, wie man so schroff urteilen könne, und meinten, Frau von Wardeff hätte doch allen Grund, sich ihres Weibwunds von Herzen zu freuen.

Witterweise fand die in ihren warmen Netz geküllte junge Frau wachend an der Halteleiste der Elektrizität. Ein gutgekleideter Herr, der neben ihr wartete und ihr dreifach ins Gesicht fluchte, küßte den Hut und sprach sie an: „Darf ich Sie begleiten, meine Gnädigste?“  
Sie drehte ihm wortlos den Rücken zu. Sie war es gewohnt, daß mühseligende, leichtfertige Männer sie auf der Straße belästigten, dennoch empfand sie es jedesmal wie eine persönliche Kränkung. Warum wagten sie es überhaupt? Nur, weil sie zufällig allein, weil sie ein Weib war. „Hätte ich ein Kind an der Hand“, dachte sie, und ein weiches Gefühl der Leere durchquerte sie. „Sie würden die Mutter in mir achten und sich nicht heranzwagen.“

Die Blick auf der hinteren Platteform des Wagens stand. Außer ihr befand sich nur ein Feldgrauer dort, selbarmäßig ausgerüstet, gestörter Mantel, und am schwer dolierten Kopf hingen noch allerlei

## Liedesgabenpächchen.

Der Mann drehte ihr den Rücken zu und wollte unaufrichtig zurück. Hinter dem Wagen her liefen drei Kinder, von denen das kleinste von einem schon erwachsenen Mädchen an der Hand gehalten wurde. Von Halteleiste zu Halteleiste jagten sie dem Vater nach, ohne auf den Wagen und Straßenschmutz zu achten, immer wieder, gerade wenn die Fahrt weiterging, tauchten aus dem Halbbündel die vier hellen Gestalten auf, Hüfte und Arme reckten sich dem Scheidenden nach, die vier hellen Stimmen klangen zu ihm herüber: „Vater! Auf Wiedersehen! Vater! Auf Wiedersehen!“ Und immer wieder das herrliche, liebevolle Wort: „Vater! Vater!“ — Dann blieben sie endlich erschöpft zurück. Der Mann der Großstadt schluderte die Riemer bestimmen auf, das Dunkel der Straße hüllte ihre lausenden, windenden Gestalten ein. Der Mann drehte sich dem Licht zu, ein blondes, gutes Gesicht. Die Augen waren ihm noch, verlegen zog er das bunte Taschentuch, schen zu der Dame hinüberblickend. Der aber liefen die hellen Tränen über das zarte, schöne Gesichtchen, sie hielt ihm die Hand hin, er schlug kräftig ein.

„Auf gesunde Heimkehr!“ sagte sie weich und lächelte ihm zu.  
Da brach es aus ihm hervor: „Ich habe einen kleinen Laden gehabt, da oben am Alexanderplatz, alles ging so gut, da kam der Krieg, ich war schon mit bei Annenberg und dann in Galizien, jetzt zuletzt in Rußland, und da...“ er schloste mühsam. „Da ist mir die Frau hier zu Hause geblieben — und vier Kinder — ich habe 14 Tage Urlaub — wie ein Wohnpächchen hat man in die leeren Ecken gefahrt — alles ist ja — alles vorbei — nun muß ich wieder raus!“  
Frau von Wardeffs Herz gitterte vor Mitleid.

„Schnell, die Kinder, wo sind sie?“  
„Zwei im Waisenhaus“ — er nannte den Namen der Anstalt — die Kleinsten in Stellung, eine bei Bekannten untergebracht.“  
„Ihre Name?“ Der Mann hielt, sie mußte aussteigen, der Mann rief ihr etwas zu, sie verstand ihn nicht genau. Schon ging es weiter, und sie mußte eilig einem Auto ausweichen.

Es war schon spät, als Herta Wardeff sich endlich von den Herren und Damen des Komitees freimachen konnte. Mit straffen, schmalen Schellen strebte sie ihrem stillen, schönen Heim in der Parkmauerstraße zu. Es war mal wieder so gewesen, wie sie das nun schon kannte und bisher selber ganz vergnügt mitgemacht hatte. Viel Eleganz, ein hübsches Kleid und spitze Hebensarten, sehr viel stark betonte Herzlichkeit, sehr viel Schwächen von Nebenachen, Lachen und Seidtrüben — alles in allem eine feile, herrliche Oberfläche, die trotz aller zur Schau getragenen Wärme innerlich doch völlig kalt lief. Sie hatte heute so absolut nicht in diesen Kreis hineingepaßt, der wohl-tat, weil es guter Ton war, wohl-tat, ihr lang der Ruf: „Vater, auf Wiedersehen!“ noch fort und fort im Ohr. Zwischen dem eleganten Tee und der eleganten Wohl-tätigkeit, die beide so recht eigentlich die Pole zeigten, zwischen denen ihr Leben sich bisher drehte, hatte sich ihr plötzlich ein Bild in die unerwartete Härte aufgetan, mit der der Krieg in manchen Leben hineingefahren war. Nun fand sie, von Mitleid erfüllt, mit leerem Herzen da, empfand diese Leere wie ein schmerzliches Unrecht und wußte, daß sie sich und ihrem Dasein einen tieferen Inhalt geben mußte.

Der Direktor des B... stiftes sah mit erstem Erstaunen in das ihm noch zugewandte Gesicht der reichgekleideten, jungen Frau, die ihm gegenüberstand. In allgmeinen, liebte er diese Damen der großen Welt nicht, die da manches Mal zu ihm heringekommen, in plötzlichen Interesse für einen seiner Schutzbefohlenen ihn bestürmten, ihnen das Kind in Pflege oder als Sonntagsgast zu geben. Seine Schützlinge waren ihm lieb, wie eigene Kinder, er hatte nicht nur ihr körperliches Wohl im Auge, ihre Seelenentwicklung lag ihm beinahe ganz am Herzen, obgleich es wirklich keine leichte Aufgabe war, die Psyche jedes einzelnen Kindes von den 78, die die Anstalt aufnehmen konnte, eingehend zu pflegen.

„Wollen Sie mir die Kinder geben, Herr Direktor? Der Mann sah mich so schrecklich leid. Es muß ihm doch ein Freude sein, zu hören...“  
„Meine verehrte, gnädige Frau, der Mann weiß ganz genau, daß seine beiden Mädchen hier bei uns so gut untergebracht sind, wie es irgend denkbar ist.“ — Er hockte. Sein Ton hatte fassender gelungen, als es wohl seine Absicht gewesen war. Jetzt sah er, wie in Frau Hertas fest auf ihm gesteheten Augen langsam große Tränen aufstiegen, denen sie nicht wehrte.

„Ich hätte ihnen so gern etwas Liebes angetan“, sagte sie leise.  
Dem stillen Mann schmolz das Herz. Er war Menschentöner genau, um zu sehen, dieser Frau war's heiliger Ernst um die Wollen, nicht flüchtiges Spiel einer Laune hatte sie zu ihm geführt, sie fand nur noch nicht den richtigen Weg.

„Ich werde Ihnen die Kinder am nächsten Sonntag schicken, gnädige Frau.“  
Herta strahlte ihn dankbar an und ging, froh, daß doch ein Anfang gemacht, eine Möglichkeit gegeben war. Aber ach! Dieser Sonntag, auf den sie sich wie ein Schilling gefreut hatte, war alles in allem eine herbe Enttäuschung geworden. Die beiden kleinen Mädchen hatten sehr schüchtern und ängstlich an dem wunderschön mit Blumen und einem großen Kuchen gezierter Tisch gesessen und ihre Schokolade mit mehr Belegenheit als Vergnügen nach vielen Zubereitungen ausgetrunken. Die Jüngere war noch die ledere von beiden, die außer „ja“ und „nein“ doch wenigstens mal ein paar Worte sprach und auf Frau Hertas antwortete, liebevoll geduldige Fragen beantwortete. Als die Hausfrau dem Diener Franz, den die Kinder in ehrsüchtigen Stauenen von den Seidenstrümpfen aufwärts anstarrten, einen Auftrag gab, hörte sie, wie die Kleine der Schwester zuschielte: „Ob sie bald mal rausgeht?“  
Also ihre Gegenwart bedrückte, besengte die kleinen Seelen, die gewohnt waren, sich frei und ungebunden zu fühlen, wenn „das Fräulein“, die Lehrerin, der Herr Direktor oder wer es sonst von Respektspersonen sein mochte, das Zimmer verließ. Frau von Wardeff wurde traurig. Franz sie denn gar nicht den rechten Weg zu diesen Kinderherzen?

Sie ging mit ihnen in den Zoo und hatte da doch ihre helle Freude an dem Jubel der Kleinen vor den lustigen Affen und den herrlich bunten Vögeln, an ihrer schuldigen Zutraulichkeit vor den kaffigen der Raubtiere. Doch mit einem Male war alles vorbei. Plötzlich schrie die Ältere auf: „Tante Voigt! Tante Voigt!“ Und plümperte, gefolgt von der Schwester, den Weg entlang, ein verärgertes, herausgeputztes Frau entgegen, der ein Federhut stolz und schief über dem gutmütigen, roten Gesicht thronte. Sie fing beide Kinder in den Armen auf und begrüßte sie laut und herzlich.

„No, ihr kleinen Kaufschwänze! Was macht ihr denn hier in'n Zoo?“ Und es war ein Lachen und Schwatzen, ein Schreien und Sich-nicht-Loslassen, daß Frau von Wardeff vor dem Wortschwall der guten Frau ganz hilflos dastand. Als sie dann aber mit den Kindern weiter wollte, maullten sie erst, und schließlich weinten alle beide, als sollte ihnen das bitterste Unrecht geschehen. Das Ende vom Liede war, daß Frau Voigt es übernahm, die beiden Mädchen rechtzeitig im Städtchen abzuliefern und Frau Herta mit einem neuen Gefühl der Enttäuschung, gemischt mit ratlosem Verger, den ja doch nur erzwungenen Dank abzuwehren, allein ihrem Heim zuschritt.

Der lange, stille Abend war voll bitterer Selbstkritik und zog die herben Linien um den Mund der jungen, einsamen Frau noch tiefer.  
„So ging es nicht. Das war nicht der Weg zum Glück, zum Liebesguten und Liebesehen, nach dem ihr Herz so heiß verlangte. Sie war nun einmal durch jene Begegnung auf der Elektrischen aus dem Gleichmaß ihres bisherigen Lebens geworden worden. Es half nichts, sie mußte sich darüber klar werden, was ihr ganzes Dasein für einen Zweck und Wert habe, wo sein Innerer steckte, wo sie den Hebel ansetzen mußte, um das Pfand ihrer Jugend, ihrer tatlosen Gesundheit, ihres Reichums nicht wie der ungetreue Haushalter im biblischen Gleichnis zu vergebend, sondern es arbeiten zu lassen, es zu mehren. „Du bist wohl zu wenig getreu gewesen!“ Welch schmerzliches Lob! Und sie war über soviel gefestigt!

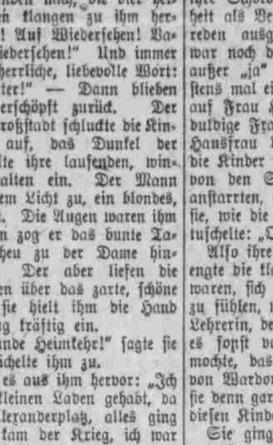
Grüßte stand sie an ihrem Schreibtisch und nahm halb gedanklos den Brief ihrer Jugendfreundin auf, den sie am Morgen nur flüchtig gelesen hatte. Da stand: „Entfinnt Du Dich noch der Meta Harder aus unserer Klasse? Du weißt, sie war trotz der traurigen Jugend, die sie, elternlos, bei Verwandten verlebte, so ein klüchtiges, fleißiges Mädchen, daß wir sie alle gern hatten, obgleich sie ja eigentlich nicht so ganz in unseren kleinen intimen Kreis gehörte. Sie stand seit Jahren auf eigenen Füßen als häßliche Lehrerin, war verlobt, aber er zu arm zum Heiraten, sie wartete und arbeitete. Da kam der Krieg, er ging sofort als Freiwilliger mit, der Abschied, Verzeihung, Abnung, denn es, wie Du willst, ließ sie alles verbergen. Genau, er fiel im März dieses Jahres, und sie ist hier vor der Tagen in der Postkammer gestorben, nachdem sie einem Mädchen das Leben gegeben hat. Epistol und von den Verwandten geschmäht, ist sie dahingegangen. Armes, junges Weib! Wer sorgt nun für das Waisenkind?“

So weit hatte Frau von Wardeff in machsender Erregung gelesen — wor das nicht ein Bild des Schicksals? Wie hatte Frau Lang gesagt: „Warum warten, warten macht so müde. Gehen Sie doch dem Glück entgegen, suchen Sie es!“ Sie hatte geglaubt, daß zum Glückgehenden nichts weiter nötig sei als stillhalten und sich betonen lassen, und dabei war sie müde und rübelig zugleich geworden, unbefriedigt und innerlich einsam. Der Liede bestien will, der muß sie erwerben, muß um sie dienen

## Unsere Schnittmuster - Offerte

Spezialfeld mit Maßfeldern, No. 1592.

Wer für seine kleinen und großen Mädchen einen praktischen Spielanzug sucht, findet in diesem Modell das Gemütsste. Bloomers und Ärmelchen sind von einladender Art, leicht und schnell herzustellen und dabei leichtsam und bequem zugleich. Als Material ist für jegliche Zeit



Manell oder Franzelei empfohlen; stets beliebt und erprobt sind Perale, Singham, Galata und verschiedene andere Stoffe. Schnittmuster sind in Größen von 2, 4, 6, 8 und 10 Jahren erhältlich. Mittlere Größe erfordert 2 1/2 Yards für die Bloomers und 3/4 zum Kleiden, bei 27 Zoll Breite.

Bestellungsanweisung.  
Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einzahlung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben, an und schide den Coupon nebst 10 Cents für jedes befehlte Muster an das

Omaha Tribune Pattern Dept. 1311 Howard St.

Der „Omaha Tribune“ Coupon.  
Ich wünsche Muster No. ....  
..... Soll Schnitt- oder Tailormesse, (Sobte ..... bei Kinderkleidern.)  
Name .....  
No. .... Straße ..... Stadt .....

und sie als Kostümkleid an jedem Tage neu zu erringen streben. Das war doch eben Frauenlebens tiefer Sinn. Auch um Kindesliebe muß die Mutter werben, muß seinem Wesen stand und leise nachspüren, in alle Würzchen der jungen Pflanze hinein sich selbst verflüchten, nimmer müde und immer reicher an Liebeskraft, je mehr von ihr gefordert wird.  
Als die alte Christine, neben Franz das Faktotum des Hauses, ihre junge Herrin an dem Morgen gemeldet hatte, kam sie topfsüßelnd in die Küche zurück: „Sie will vereinen, Franz, auf acht Tage, ganz plötzlich. Und mich hat sie gefragt: „Christine, weißt du noch mit dem Sorbet-Apparat Reichsreich? Nun sag' bloß, was sollen wir mit 'nem Sorbet?“  
„Nanu“, sagte Franz, „sie wird doch nicht?“  
„Oder Quatschlopp! Unsere Frau! Ne! Die nicht!“ Enttäuscht ließ sie ihn stehen.

Die Gesellschaft hatte es ihr überlassen, daß sie sich so von allem zurückzog und nur diesem Kinde lebte. Man mußte sie und muntelte allerlei, fand sie extravagant und unbefriedigt und ließ es sie fühlen, daß man ihr zum mißbilligte. Frau von Wardeff lächelte vor sich hin. Ihr waren sie nichts Neues, diese Schranken, die der Gesellschaftsleiter der alleinlebenden Frau überall als Hindernisse auf den Weg stellte. Auch Mutterrechte wollten erst erkämpft sein, wo die Natur sie verlangte. Sie würde sie sich erkämpfen, das war sie gewiß.

Tief aufatmend im Gefühl befreiter Kraft trat sie an das Bettchen ihres Kindes. Mit großen Augen lag die Kleine still in ihren spitzgebogenen Ärmchen, etwas wie lachendes, bämmerndes Erntene wurde darin nach, als sie den liebevollen Blick der Mutter fanden, laut träufte sie auf vor Lust und griff mit den Fingern nach ihr. Frau Herta aber fand am Bettchen auf die Arnie, legte den dunklen Kopf neben die blauen Locken und wachte nicht, daß beide Tränen ihr die Wangen neigten.